

## Sorgenkind Schweizer Pflanzenbau – was tun?

*Referat von Martin Rufer, Direktor Schweizer Bauernverband (es gilt das gesprochene Wort)*

Egal ob konventionell, IP oder Bio-Produktion. Beim Pflanzenbau und damit der pflanzlichen Ernährung aus einheimischer Produktion sehen wir, dass die politischen Erwartungen und die reelle Entwicklung auseinanderklaffen. Dafür gibt es wie von den Referentinnen und Referenten erwähnt, verschiedene Gründe.

Besonders schwierig ist die Lage bei den Ackerkulturen. Denn dort haben wir nur für klassische Lebensmittel wie Brotgetreide, Kartoffeln oder Raps einen Grenzschutz. Grenzschutz heisst Zölle. Das ist eine Abgabe auf in d.R. sehr billigen Importen, damit die Konkurrenzfähigkeit des einheimischen Anbaus verbessert wird. Dieser ist teurer, weil wir kleinere Betriebe, eine schwierigere Topographie und viel mehr Auflagen haben, als die Landwirtschaft in anderen Ländern.

Für innovative neue Kulturen und auch solche, die heute gesellschaftlich gefragt wären, wie Hafer für Hafermilch, Quinoa oder Kichererbsen gibt es keinen Grenzschutz. Sie kommen also günstig ins Land und erschweren einen wirtschaftlichen Anbau in der Schweiz. Speziell dann, wenn sie über den Handel vermarktet oder weiterverarbeitet werden. Wenn wir diese Kulturen effektiv fördern wollen, dann braucht es eine Diskussion über eine Erweiterung der Zölle und der Einfuhrsysteme. Ebenso müssen wir Umgehungslücken schliessen, wie zum Beispiel, wenn Teiglinge für Brot zollfrei in die Schweiz kommen und so den Zollschutz fürs Brotgetreide umgehen.

Ebenfalls ein grosses Thema ist der Schutz der Kulturen, auch hier ganz unabhängig von der Produktionsart. Krankheiten und Schädlinge lassen sich immer schlechter bekämpfen, weil bisherige Pflanzenschutzmittel verboten, aber keine neuen zugelassen werden. Bei der Zulassungsbehörde haben wir einen gigantischen Rückstau. Gleichzeitig gibt es immer mehr Hürden, wenn es um alternative Methoden wie das Einnetzen oder Überdachen von Spezialkulturen geht. Dabei ist das die beste Methode, um möglichst umweltfreundlich z.B. Äpfel oder Erdbeeren anzubauen. Auch bei der Züchtung und Forschung kann man ansetzen, indem man die Entwicklung von neuen Sorten fördert, die weniger anfällig sind. Und das ganz unabhängig von der Züchtungsmethode.

Mit dem Klimawandel steigt zudem das Anbaurisiko. Trockenzeiten, Starkregen, Stürme oder Hagel erhöhen das Anbaurisiko. Dazu kommen neue Schädlinge wie die Kirschessigfliege oder der Japankäfer. Dies muss sich im Produzentenpreis abbilden, sonst können die Schweizer Betriebe nicht kostendeckend und damit langfristig nachhaltig produzieren. Viele spezielle Produkte findet man heute vor allem in der Direktvermarktung wie hier bei der Familie Tellenbach, wo die Bauernfamilien die Preispolitik selbst gestalten können.

Als letzten Punkt möchte ich die Deklaration der Rohstoffherkunft und der Produktionsmethoden erwähnen. Nur so lässt sich der Einsatz von einheimischen Rohstoffen auch am Markt in Wert setzen. Nur wenn die Konsumentinnen und Konsumenten entsprechendes Angebot haben und die Herkunft der Rohstoffe erkennen können, sind sie überhaupt in der Lage einen bewussten Kaufentscheid zu fällen. Das gleiche gilt bei den Produktionsmethoden. Es muss z.B. für die Konsumentinnen und Konsumenten im Ladenregal ersichtlich sein, wenn ein Importprodukt mit in der Schweiz verbotenen Pflanzenschutzmitteln hergestellt wurde.

Und schliesslich gibt es noch den Punkt der immer wieder umstrittenen Absatzförderung durch den Bund. Um den Mehrwert der Schweizer Herkunft der Bevölkerung aufzuzeigen und sie zum gezielten Einkauf von Lebensmitteln, auch verarbeiteten, aus einheimischer Produktion oder mit einheimischen Rohstoffen zu animieren, ist diese wichtig.

Ja, der Pflanzenbau ist aktuell ein Sorgenkind. Doch die Lösungen lägen auf dem Tisch. Behörden, Politik und Konsumentinnen und Konsumenten haben es in der Hand, diesen nicht nur mit Worten, sondern Taten zu fördern. Gerade in Bundesbern braucht es mehr Taten und weniger Sonntagspredigten!